

3. Männlichkeit als gesellschaftliches Strukturprinzip⁷

In der modernen Geschlechtersoziologie wird zumeist die Theorie der sozialen Konstruktion der Geschlechter vertreten. Diese geht davon aus, dass die soziale Ordnung der Geschlechter und die daraus entstehende strukturelle Ungleichheit nicht durch körperliche Unterschiede begründet werden können. Vielmehr wird die zweigeschlechtlich heteronormativ organisierte Gesellschaft mittels soziokultureller Mechanismen produziert und reproduziert, die in ein komplexes System sozialer Strukturen und Praktiken eingebunden sind (vgl. Gildemeister 2001: 66ff.). Die geschlechtertheoretischen Grundlagen dieser Arbeit bilden der in dieser Tradition stehende Ansatz von Pierre Bourdieu (1987, 2005) sowie das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nach Rae-wyn Connell (1987; 2015), das im deutschsprachigen Kontext unter anderem von den Sozialwissenschaftler:innen Diana Lengersdorf und Michael Meuser (2017) weiterentwickelt wurde. Für die vorliegende Arbeit sind diese Ansätze zentral, weil sie Männlichkeit nicht als individuelle Eigenschaft, sondern als relationales und institutionell gestütztes Herrschaftsverhältnis fassbar machen.

7 In dieser Arbeit wird auf die Entwicklung in der BRD geschaut, da beide Betriebe in diesem Gebiet liegen. Für die Auseinandersetzung mit der Entwicklung hegemonialer Männlichkeit in der DDR vgl. Lehnigk 2014.

3.1. Die doppelte Dominanz- und Distinktionslogik der Geschlechterverhältnisse

Der Soziologe Pierre Bourdieu⁸ beschäftigte sich mit der Stabilität und Resilienz männlicher Vorherrschaft als Strukturprinzip von Gesellschaft. Er beschreibt eine allgegenwärtige „doppelte Dominanz- und Distinktionslogik“, die einerseits zentral die Binnenhierarchie innerhalb der Genusgruppe der Männer* regelt und zugleich eine Ab- und Entwertungslgik gegenüber Frauen* umfasst. Das Prinzip der Konstruktion und Rekonstruktion von Männlichkeit beruht demnach primär auf dem „Wunsch, die anderen Männer [...], und sekundär, als Instrument des symbolischen Kampfes, die Frauen [zu dominieren]“ (Bourdieu 1997a: 215). In Gesellschaften mit männlicher Vorherrschaft sind Frauen* von den „ernsten Spielen des Wettbewerbs“ (Bourdieu 2005: 23) ausgeschlossen, die in den klassischen „Domänen männlichen Gestaltungswillen[s]“ (Bourdieu 1997a: 196) wie Ökonomie, Politik, Wissenschaft, religiöse Institutionen und Militär stattfinden. Frauen* kommt dabei die marginale, aber gleichzeitig wichtige Rolle als Zuschauerinnen zu (vgl. ebd.: 203; Meuser 2005a: 2). Die Anwesenheit von Frauen* bedeutet daher nicht zwangsläufig ein Ende der männlich homosozial geprägten Räume und Dynamiken. Vielmehr können sie in diesem Rahmen die Funktion eines „schmeichelnden Spiegels“ oder „Token“ einnehmen und so die männliche Vormachtstellung akzeptieren und durch die Einnahme der Rolle der unterworfenen Zuschauerin diese sogar stabilisieren (vgl. Bourdieu 1997a: 204). Durch diese geschlechtliche Sozialisation werden Männer darauf orientiert „die Machtspiele zu lieben“ (ebd.: 201).

8 Bourdieu entwirft seine Theorie der männlichen Herrschaft auf der Basis von ethnographischen Forschungen in der kabyllischen Gesellschaft in Algerien: Dort ist die soziale Differenzierung nach Geschlecht das zentrale gesellschaftliche Strukturprinzip, sodass Bourdieu diesen Umweg nimmt, um die Grundprinzipien einer auf männlicher Dominanz aufgebauten Sozialordnung zu schildern (vgl. Bourdieu 1979).

Mit Bourdieu lässt sich diese inkorporierte soziale Struktur als „Habitus“⁹ begreifen, der ein über den jeweiligen Zeitpunkt der Herausbildung hinausweisendes Beharrungsvermögen aufweist und Herrschaftsformationen stabilisiert. Als „Doxa“ beschreibt er die „gewohnheitsmäßige[] Verwurzelung mit der alltäglichen Ordnung des Ungefragten und Selbstverständlichen“ (Bourdieu 1987: 668; Meuser 2010a: 187). Bourdieu weist darauf hin, dass sich die „Macht der männlichen Ordnung“ auch darin zeige, dass „sie der Rechtfertigung nicht bedarf: Die androzentrische Sicht zwingt sich als neutral auf und muß sich nicht in legitimatorischen Diskursen artikulieren“ (Bourdieu 2005: 21). Er arbeitet heraus, wie sich der männliche Habitus „nur in Verbindung mit dem den Männern vorbehaltenen Raum“ (Bourdieu 1997a: 203) konstruiert und verändert. In homosozialen Kontexten wird Männlichkeit als Norm bekräftigt, auf die Männer* verpflichtet werden – unabhängig von einem möglicherweise abweichenden individuellen Selbstverständnis (vgl. Körner 2014: 140). Innerhalb der dort stattfindenden „ernsten Spiele“ werden die dominanten Werte von Männlichkeit (re-)produziert und deren normativer Charakter verstärkt. Die homosoziale Männergemeinschaft agiert gleichsam als kollektiver Akteur der Konstruktion von Differenz und der Bekräftigung von Distinktion.

Daran anschließend beschreibt Meuser, dass Männlichkeit nicht das Ergebnis von intentionalem Handeln ist. Die „habituelle Sicherheit“ lässt sich vielmehr als eine „selbstbewußte Zustimmung zum habituellen Schicksal“, sozusagen als positiv angenommenen Zwang unter den Bedingungen der Sozialordnung der Zweigeschlechtlichkeit, verstehen (Meuser 2010a: 132f.). Auch Veränderungen im Verhältnis von Männern* und Frauen* können aus dieser Sicherheit der tradierten Sinnwelten durch kognitive Normalisierungsstrategien und durch „die homosoziale Atmosphäre männerbündischer“¹⁰ Zusammenschlüsse“ akzeptiert und in diese Sinnwelten integriert werden (ebd.: 138).

9 Als „Habitus“ bezeichnet Bourdieu das gesamte Auftreten einer Person, im Einzelnen etwa den Lebensstil, die Sprache, die Kleidung und den Geschmack (vgl. zum Habituskonzept Bourdieu 1987).

10 Männerbünde beinhalten spezifische Formen von Kommunikation, weisen dabei eine hierarchische Binnenstruktur auf und sind ein Mittel zur Konstituierung einer

Im Anschluss an Bourdieus Theorie des homosozialen Raums lassen sich innerhalb der Gesamtstruktur kapitalistisch-geschlechtlicher Arbeitsorganisation jene Praktiken fokussieren, welche für die Herstellung der männlichen Geschlechtsidentität prägend sind.

3.2. Hegemoniale Männlichkeit als relationales Konzept

Das Konzept der *hegemonialen Männlichkeit*, wie es von Raewyn Connell (1987, 2015) entwickelt wurde, greift diese doppelte Distinktions- und Dominanzstruktur von Männlichkeit auf (vgl. Aulenbacher/Riegraf 2015: 82; Meuser/Müller 2015: 10). Anschließend an Bourdieu versteht Connell Männlichkeit als „Position im Geschlechterverhältnis“ (Connell 2015: 124), die durch und im Verhältnis zu ihrem Widerpart, der Weiblichkeit, sowie im Verhältnis zu den Mitgliedern der eigenen Genusgruppe hergestellt werden muss (vgl. ebd.: 125; Aulenbacher/Riegraf 2015: 82). Diese soziale Praxis, die auf diesen Strukturen aufbaut, entsteht immer in der Auseinandersetzung mit den jeweils vorherrschenden historischen Bedingungen, wodurch „Männlichkeit bzw. Weiblichkeit [...] als Prozesse der konfigurierenden Praxis“ (Connell 2015: 125) zu verstehen sind. Akzentuiert wird „Geschlecht“ hier als relationale Kategorie, die als historisch eingebettete Konstruktion ständig umkämpft ist (vgl. ebd.: 127ff.; Lehnigk 2014: 153). Dabei beeinflussen soziale Macht- und Ungleichverhältnisse sowohl die Beziehungen zwischen verschiedenen Gruppen von Männern* als auch zwischen Frauen* und Männern* (vgl. Frey 2014: 17). Die Genusgruppe der Männer* erscheint vor diesem Hintergrund nicht mehr als homogene, geschlossene soziale Einheit, sondern als in sich differenzierte, mit Widersprüchen und Spannungen versehene Gruppe, die sich aus verschiedenen Subgruppen zusammensetzt. Folglich sind nicht alle Männer* in gleicher Weise an der Herstellung und Aufrechterhaltung der

männlichen Ich-Identität (Kreisky 1992, 1995a). Sie fungieren als „Männerreservate zur Konservierung von Machtpositionen“. Eva Kreisky prägte den Begriff in Auseinandersetzung mit staatlichen Strukturen und zielte vor allem auf die Erfassung von „Männlichkeit im System“ (Kreisky 1995b: 215; vgl. Kreisky 1994, 1995a, 1995b).

Geschlechterordnung beteiligt (vgl. Heine 2014: 195). Differenzierend wirken die Strukturkategorien Ethnizität (race), Klasse (class) und Geschlecht (gender). Aber auch die Mehrzahl der Männer*, die selbst nicht Teil der hegemonialen Männlichkeit sind, profitieren von dieser, weil sie so an der „patriarchalen Dividende“ (Connell 2015: 133) teilhaben – also an „dem allgemeinen Vorteil, der den Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst“ (ebd.). Connell geht davon aus, dass es in jeder historischen Epoche eine spezifische Form der Männlichkeit gibt, die den anderen Varianten der Männlichkeit kulturell und sozial übergeordnet ist (vgl. Heine 2014: 195).

Darauf aufbauend unterscheidet Connell vier Formen von Männlichkeit, die in einer hierarchischen Beziehung zueinanderstehen: Die hegemoniale, die untergeordnete, die marginalisierte und die komplizenhafte Männlichkeit.¹¹ *Hegemoniale Männlichkeit* „zeichnet sich weniger durch direkte Gewalt aus, sondern durch ihren erfolgreich erhobenen Anspruch auf Autorität“ (Connell 2015: 131; vgl. Frey 2014: 14). Zudem wird mittels der „hegemonialen Männlichkeit“ auch die Dominanz von Männern* über Frauen* insgesamt organisiert (vgl. Connell 2015: 130).¹² Bei der Beschreibung *untergeordneter Männlichkeit* bezieht sich Connell auf die Vorherrschaft heterosexueller Männer* und die Unterordnung homosexueller Männer* innerhalb der Genus-

11 Rolf Haubl betont, dass es zwar eine Vielzahl unterschiedlicher Männlichkeiten gebe, die jedoch durch das Bild der hegemonialen Männlichkeit hierarchisiert werden (Haubl 2012: 39).

12 Connell greift dabei auf den Hegemoniebegriff von Gramsci zurück. Dieser definiert Hegemonie als ein Geschehen, bei dem eine vorherrschaftliche Gruppe ihre Vormacht vor allem durch Bündnisse mit anderen untergeordneten Parteien erhält. Durch die Ausbildung eines geteilten ideologischen und kulturellen Wissens kann die Herrschaft unter Zustimmung der Beherrschten aufgebaut werden (vgl. Connell 2015: 104ff.). Mit Gramsci versteht Connell männliche Hegemonie als bewegliche Formation, die sich den verändernden Kontextbedingungen anpassen muss, sowie Legitimationsideologien und strategische Zugeständnisse nutzt, um Zustimmung zu den Herrschaftsverhältnissen zu organisieren (vgl. Meuser 2009: 251). Gramscis berühmter Formulierung „Hegemonie gepanzert mit Zwang“ folgend, geht Connell davon aus, dass die Wahrung dieses Herrschaftsverhältnisses notwendig mit Gewalt einhergeht, wenn es herausgefordert wird (vgl. Connell 2015: 104f.; Scheibelhofer 2012: 169).

gruppe (vgl. ebd.: 132). Aber auch heterosexuelle Männer*, die nicht über die sozial legitimierte Attribute von Männlichkeit verfügen und als „effeminiert“ wahrgenommen werden, gehören zum Kreis der untergeordneten Männlichkeit (vgl. ebd.). *Marginalisierte Männlichkeit* bezieht sich auf jene Männer*, die qua Klasse oder Ethnizität von der hegemonialen Männlichkeit ausgeschlossen sind (vgl. Frey 2014: 16; Meuser 2001: 6). Dazwischen steht die *komplizenhafte Männlichkeit*, die auf Anschluss an die dominante Kultur hofft (vgl. Aulenbacher 2009: 72). Sie ist für die vorliegende Arbeit besonders relevant, weil mit ihr jene Männer beschrieben werden können, die nicht selbst die hegemoniale Position verkörpern, aber von der bestehenden Geschlechterordnung profitieren. Die Gruppe der komplizenhaften Männlichkeit ist dadurch gekennzeichnet, dass ihre Mitglieder „in der überkommenen Geschlechterhierarchie zwar von der Unterdrückung von Frauen und der damit verbundenen Arbeitsteilung profitieren, aber in der Geschlechter- und Sozialordnung insgesamt keine kulturelle Hegemonie erlangen können“ (Aulenbacher/Riegraf 2015: 82; vgl. Frey 2014: 13). (Hegemoniale) Männlichkeit ist allerdings keine statische Eigenschaft, sondern muss im Kontext der strukturellen Ausgangslage, in die männlich sozialisierte Individuen hineingeboren werden, erst erworben werden. Mittels dieses Prozesses des Mann-werdens („doing masculinity“) ordnen sich die heranwachsenden Jungen in gesellschaftliche Strukturen ein und orientieren sich an vorhandenen Vorstellungen von Männlichkeit (vgl. Meuser 2007: 14; vgl. Kap. 3.1).

So hat sich das männliche Bürgertum historisch eine „patriarchale Dividende“ erkämpft, die sich vor allem aus dem privilegierten Zugang zu materiellem Wohlstand, symbolischem Status und der Möglichkeit, unliebsame Arbeiten delegieren zu können, zusammensetzt. Meuser hebt hervor, dass der Zusammenhang von Männlichkeit und Erwerbsarbeit der Kernbestandteil einer hegemonialen bürgerlichen Männlichkeit ist (Meuser 2005b: 147; vgl. Heine 2014: 196, 198). Auch die Arbeitermännlichkeit hat davon profitiert. So entstanden komplizenhafte Männlichkeiten, „[...] die sich vor allem über ihre Fähigkeit, Geld zu verdienen, ihre handwerklichen Fertigkeiten, ihre patriarchale

Position in der Familie und über eine kämpferische Solidarität mit den Kollegen definierten“ (Connell 2015: 260). Neuere sozialwissenschaftliche Arbeiten zeigen, dass „alternative Männlichkeit“ mit dem Connellschen Konzept nicht erfasst werden kann (vgl. Riha et al. 2014: 110f.). Diese zeichne sich dadurch aus, dass versucht wird, „das System der hegemonialen Männlichkeit zu kritisieren oder sich ihm zu entziehen“ (Buschmeyer 2013: 101).

Connells Begriff der hegemonialen Männlichkeit ist offen gehalten und kann, je nach Kontext, Verschiedenes umfassen: So wird er zum einen genutzt, um die „Funktionsweise männlicher Herrschaft analytisch zu erfassen“ (Scholz 2004: 42). Zum anderen wird der Begriff verwendet, um konkrete „kulturell hegemoniale[] Muster von Männlichkeit bzw. gruppenbezogener männlicher Sozialcharaktere“ (ebd.) zu untersuchen. Gleichzeitig kann mit Blick auf bestimmte Milieus oder Subkulturen von „jeweils unterschiedlichen Versionen von Männlichkeit ausgegangen werden, die in konkreten sozialen Praxen hegemonial sind“ (ebd.). Angesichts der Unbestimmtheit des Connell'schen Begriffsapparats gewinnt die Kombination mit dem Bourdieu'schen Theorieansatz an Bedeutung, der es ermöglicht, den unausgesprochenen Richtlinien männlicher Herrschaft nachzuspüren. Damit ist Männlichkeit nicht als überhistorische Eigenschaft, sondern als historisch wandelbares Verhältnis bestimmt. Im nächsten Schritt wird rekonstruiert, wie sich dieses Verhältnis in den Arbeits- und Geschlechterordnungen des Fordismus und Postfordismus konkret ausformte.

